

Aus Freude am Lesen

Nachdem er sein Studium abgebrochen hat, erklärt Bennie, Anfang 20, seinen Traum vom Leben in der großen Stadt als gescheitert und kehrt zurück nach Hause, in das inzwischen heruntergekommene Haus seiner Familie in Maine. Dort lebt er gemeinsam mit seinem älteren Bruder Littlefield, mit dem ihn eigentlich kaum etwas verbindet. Die ohnehin angespannte Beziehung zwischen den ungleichen Brüdern verschlechtert sich, als eines Tages ein Bekannter spurlos verschwindet und Littlefield in Verdacht gerät, etwas damit zu tun zu haben. Überzeugt von der Unschuld seines Bruders, will Bennie den Verschwundenen suchen. Doch was er herausfindet, bringt die Geschwister immer weiter auseinander ...

LEWIS ROBINSON wurde 1971 in Massachusetts geboren und wuchs in Maine auf, wo er heute lebt. Er war nach dem Literaturstudium im Iowa Writers' Workshop und hat dort die höchste Auszeichnung, den »Glenn Schaeffer Award«, erhalten sowie 2003 den »Whiting Writers' Award« für sein »herausragendes und vielversprechendes Talent«. Nebenbei hat Robinson u. a. als Lastwagenfahrer, Taucher und Krabbenfischer gearbeitet und schreibt für Literaturmagazine.

Lewis Robinson

Der andere Bruder

Roman

*Aus dem Amerikanischen
von Thomas Gunkel*

btb

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2009 unter dem Titel *Water Dogs* bei Random House, New York.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Lux Cream*
liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung August 2012

Copyright © 2009 by Lewis Robinson

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2012 bei btb Verlag
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlaggestaltung: © semper smile, München

Umschlagmotiv: © Michal Affanasowicz/Trevillion Images

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

MI · Herstellung: BB

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74420-6

www.btb-verlag.de

Besuchen Sie unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de!

*It was evening all afternoon.
It was snowing
And it was going to snow.*

WALLACE STEVENS

Bennie hatte solche Laute noch nie gehört. Manchmal nisteten Eichhörnchen auf dem Dachboden oder Eulen im nahen Wald, und im Sommer streiften läufige Katzen hinten durch den Garten, doch diesmal drangen die Schreie aus nächster Nähe zu ihm ins Schlafzimmer. Wenn er mucksmäuschenstill war und sein Kopf reglos auf dem Kissen lag, konnte er alle paar Sekunden ein leises Winseln hören. Er stand auf und überquerte in Boxershorts den kalten Dielenboden aus Kiefernholz. Draußen war es noch dunkel. Er stellte sich in die Tür und horchte. Das Gewinsel schien aus dem Wohnzimmer zu kommen. Er tastete sich zu der Stehlampe in der Ecke vor und machte Licht, wartete und hörte das Fiepen nun deutlich von der gegenüberliegenden Wand kommen. Er trat näher an den Kamin. Am lautesten war es links neben der Feuerstelle. Er legte das Ohr an den Putz. Ein leises Poltern hinter der Holzverschalung und ein Scharren. Er stellte sich vor, dass in der Dachtraufe ein frisches Loch klaffte – oder ein altes Loch, von dem ihm Littlefield nichts erzählt hatte – und dass jetzt irgendein in der Wand eingeschlossenes Tier fiepte.

Am Fuß der Kellertreppe schnappte sich Bennie eine Stichsäge und ein Brecheisen von Littlefields Werkzeugwand, außerdem ein Paar Arbeitshandschuhe und eine Taschenlampe aus der Schürze. Littlefield hätte Gift vorgeschlagen – er hätte Bennie auch nicht erlaubt, die Stichsäge zu benutzen –, aber Littlefield war in die Bar gefahren und schlief jetzt vermutlich in seiner Chevette. Als Bennie wieder ins Wohnzimmer kam,

kniete er sich neben die Fußleiste, horchte ein letztes Mal und schnitt dann ein unförmiges Rechteck in die Wand. Mit dem Brecheisen hebelte er die Latten zur Seite. Dann leuchtete er mit der Taschenlampe in das Loch. Acht oder zehn Waschbären blickten ihn an, kleine zitternde Näschen streckten sich dem Licht entgegen, schwarzes Fell rings um die Augen, ein Streifen Weiß an Ohren und Schnauze. Kleine Banditen mit winzigen Krallen. Sie rührten sich nicht vom Fleck, hörten aber nicht auf zu fiepen. Er leuchtete mit der Lampe in den Hohlraum und sah bloß die Jungen – kein größeres Tier –, also zog er die Arbeitshandschuhe seines Bruders an, griff in das Loch, holte eins nach dem anderen heraus und setzte sie in den Pappkarton für das Feuerholz. Sie leisteten keinen Widerstand, obwohl er spürte, dass ihre feinen Krallen ihn streiften. Als er alle fünf herausgeholt hatte, stellte er den Karton auf die Veranda und ging zur Scheune, wo er die verzinkte Lebendfalle fand, die ihre Schwester früher immer wegen der Beutelratten im Keller aufgestellt hatte. Sein Plan kam ihm gut und erfolgversprechend vor. Um die Waschbärmutter zu fangen, stellte Bennie eine ganze Dose Sardinen als Köder in die Falle. Er wusste, dass sie zurückkommen würde. Er sah unter der Dachtraufe nach und entdeckte neben einem der Stützpfeiler der Veranda ein Loch. Dann stellte er die Falle neben dem Feuerholzkarton unter das Loch.

Nachdem er überall das Licht ausgeschaltet hatte, legte er sich wieder ins Bett. Bis auf den Wind, der draußen in den Fichten rauschte, und hin und wieder das metallische Bimmeln der Glockenboje am Esker Point war alles still. Von der Winternacht war Bennies Haut noch ganz kalt. Er versuchte sich zu entspannen. Die Entscheidung, ein Loch zu sägen, das groß genug war, um die Waschbärjungen zu retten, löste ein Triumphgefühl in ihm aus. Er würde einen besseren Ort für

die Tiere finden. Littlefield würde ihn auslachen, aber das war ihm egal. Er hatte richtig gehandelt.

Aber wenn die winselnden Waschbären bis zum Morgen in dem Karton auf der Veranda ausharren mussten – es war die erste Märzwoche und noch immer bitterkalt –, würden sie bestimmt erfrieren. Er schlug die Bettdecke wieder zurück, stand auf und ging nach draußen, um den Karton ins Haus zu holen. Er stellte ihn auf den Küchentisch, und die Waschbären verhielten sich still.

Als Bennie wieder im Bett lag, hörte er sie von Neuem kraakelen. Er stand auf, ging in die Küche, stellte den Karton in den Besenschrank und kehrte dann in sein Zimmer zurück. Erledigt.

Eine halbe oder Dreiviertelstunde später klingelte das Telefon. Bennie ging wieder in die Küche und spürte diesmal, wie müde er war und dass schon bald die Sonne aufgehen würde. Es war seine Zwillingsschwester Gwen. Sie lebte in New York.

»Littlefield hat gesagt, du willst nicht, dass ich nach Hause komme. Zu Besuch.«

»Gwen?«, fragte er. »Weißt du, wie spät es ist?«

»Bloß zu Besuch. Er hat gesagt, du willst mich nicht dabein.«

»Gwen, das ist doch Unsinn. Komm her. Natürlich würde ich mich riesig freuen, dich zu sehen. Wie spät ist es? Bist du betrunken?«

»Ich hätte nicht gedacht, dass du ans Telefon gehst.«

»Wenn Littlefield so was sagt, darfst du ihm nicht glauben. Der verarscht dich bloß.«

»Ich wollte nur sichergehen. Kann ich nächste Woche irgendwann kommen?«

»Das Haus gehört doch auch dir. Natürlich kannst du kom-

men. Ich freu mich drauf. Aber im Moment bin ich nicht richtig wach. Kann ich zurückrufen?«

»Ist Littlefield da?«

»Der ist weg. Wahrscheinlich bei Julian's.«

»Julian's?«

»Bei Eddie's, *der Bar*. Die heißt jetzt Julian's. Julian ist Eddies Sohn.«

»Ach ja. Dieser große Kerl. Ich erinnere mich. Echt riesig. Ein richtiger Hüne.«

»Ich bin müde, Gwen. Ruf morgen noch mal an, okay?«

»Holst du mich am Flughafen ab?«

»Wann?«

»Nächste Woche. Wenn ich komme.«

»Na klar. Gute Nacht.«

»Zu unseren Geburtstagen bin ich da«, sagte sie.

Als Kinder hatten sie immer zusammen gefeiert – sie waren im Abstand von fünfzehn Minuten kurz vor und kurz nach Mitternacht geboren. »Das wäre schön«, sagte er. »Ich leg mich jetzt wieder schlafen.«

»Mann, da ist aber jemand unleidlich. Geh nächstes Mal einfach nicht ran. Das ist für alle das Beste«, sagte sie und legte auf.

Während er einzuschlafen versuchte, dachte er an das alte Haus ihrer Familie – an die undichten Rohre, die abblätternde Farbe, die unebenen Fußböden, die zugigen Fenster. Waschbärjunge in den Wänden. In der Familie hatten sie es »die Villa« genannt, aber nur zum Scherz, denn das Haus war, verglichen mit anderen an der Küste, weder prachtvoll noch imposant gewesen. Doch jetzt, da Bennie und Littlefield dafür verantwortlich waren und die Veranda aussah, als würde sie beim nächsten oder übernächsten Sturm ins Meer stürzen, jetzt, da die alten Kupferrohre kaputt waren und Decken und Wände zugrunde richteten, fanden sie es traurig, das

Haus »Villa« zu nennen. Bei Gwens letztem Besuch im vorigen Sommer hatten sie und Bennie auf der Veranda gegessen, Bier getrunken und über Gwens neueste Begründung dafür gesprochen, in New York zu bleiben und weiterhin zu versuchen, Schauspielerin zu werden. Gwen hatte gesagt, es sei anregend, sich in andere Menschen hineinzusetzen. Bennie hatte das auf seine eigene Welt anwenden wollen, hatte seine Schwester zu Ende erzählen lassen, dann einen großen Schluck Bier getrunken und erwidert, dass sich dazu auch Paintball ziemlich gut eigne.

Er sagte, durch Paintball habe er gelernt, vorsichtig und geduldig zu sein, und erzählte, dass er, Littlefield und Julian auf einem ganzjährig geöffneten Gelände, das Flying Dutchman hieß, zusammen gegen eine Gruppe von Seeigeltauchern anträten und manchmal während des gesamten Spiels nur zwei oder drei Schüsse abgaben. Zwei oder drei mit leuchtender Farbmasse gefüllte Gelatinekügelchen, möglichst perfekt gezielt. Sie spielten jeden Samstag.

Als Bennie Gwen nach seiner Schilderung ansah, wusste er, dass sie beide denselben Gedanken hatten: Beide waren einmal wirklich vielversprechend gewesen. Zumindest laut ihrer Mutter. Er war auf der Highschool ein ziemlich guter Schüler gewesen. Sie waren die Enkel eines Gründungsmitglieds der Börse. Aber während Gwen am Vassar College beschlossen hatte, Schauspielerin zu werden (es dauerte ein paar Jahre, bis sie nach New York gelangte, aber dort konnte sie der Schauspielerei kaum nachgehen, sondern bekam bloß zwei kleine Rollen am Brooklyn Family Theater in Park Slope und arbeitete aushilfsweise bei einem Wirtschaftsprüfungsunternehmen), hatte Bennie das College abgebrochen. Er dachte, irgendwann würde er vielleicht wieder in Gang kommen, und dann hätte er bestimmt eine gute Idee, was man mit einem

Collegeabschluss an der Küste von Maine anfangen könnte, doch im Moment wollte er bloß verhindern, dass die Villa verfiel. Die Arbeit beim Tierarzt, sich um das Haus kümmern – das war mehr als genug. Er und Gwen wurden in ein paar Tagen siebenundzwanzig.

Die Haustür schlug zu, und von seinem Bett aus hörte Bennie, wie Littlefield die Stiefel gegen die Wand stieß und, da war Bennie sich sicher, Schneeklumpen auf dem Küchenfußboden verteilte. Bennie hörte, wie der Wasserhahn am Spülbecken aufgedreht wurde und Glas klirrte. Littlefield stapfte ins Wohnzimmer. Es blieb einen Augenblick still, dann rief er: »Das ist verdammt noch mal meine Sticksäge. Die sollst du doch nicht benutzen.«

»Ich schlafe«, erwiderte Bennie. Als sie wieder in das alte Haus gezogen waren, hatte sich Bennie für das Schlafzimmer im Erdgeschoss entschieden. Meistens war das praktisch, doch manchmal hatte es auch Nachteile, nah bei der Haustür zu schlafen.

»Mann, was ist das denn? Hast du etwa ein Loch in die Wand geschnitten?«

Bennie knipste das Licht an und ging zur Tür. »Zieh die Stiefel aus, wenn du reinkommst.«

Littlefield stocherte in der Asche im Kamin, um nach Kohlen zu suchen. Er trug ein schwarzes Sweatshirt und hatte die Kapuze übergezogen. »Das sind meine Sardinen da draußen in der Falle.«

»Ist sie schon zugeschnappt?«, fragte Bennie.

»So fängt man keine Tiere. Mitleid? Also bitte. Zeig mal, dass du Eier hast, Bennie. Das ist die bessere Devise, wenn man Tiere fangen will. Ich sollte eine richtige Falle bauen und dich zwingen, sie zu benutzen. Eine riesige Klebefalle – mit Fallbeil.«

»Hast du genau hingeschaut? Vielleicht ist sie schon zuge-

schnappt«, sagte Bennie und ging in die Küche. Es war eine Genugtuung, die nächtliche Großmüligkeit seines Bruders zu ignorieren. Bennie hielt die Tür auf, und sie traten auf die Veranda.

In Unterwäsche leuchtete Bennie mit der Taschenlampe auf die leere Falle. Der Lichtstrahl funkelte auf dem verzinkten Metall. »Hast du mit Gwen gesprochen?«

»Nein«, sagte Littlefield.

»Sie hat heute Nacht angerufen und gesagt, du willst nicht, dass sie zu Besuch kommt.«

Sie gingen ins Haus zurück, und Bennie hielt wieder die Tür auf. »Nein. Ich hab gesagt, *du* willst nicht, dass sie zu Besuch kommt«, entgegnete Littlefield.

Bennie spürte, wie ein vertrauter Zorn in ihm aufwallte. »Was? Warum denn?«

Littlefield knüllte Zeitungspapier zusammen und legte es auf den Kaminrost. »Wo ist der Karton mit dem Feuerholz?«

»Wir haben kein Feuerholz mehr«, sagte Bennie. Er nahm eine Woldecke von der Rückenlehne des Sofas, schlang sie um sich und setzte sich auf den Schaukelstuhl.

»Ich geh welches hacken«, erwiderte Littlefield.

»Moment«, sagte Bennie. »In der Küche ist noch Holz.« Er holte den Pappkarton aus dem Besenschrank und brachte ihn ins Wohnzimmer, wo er ihn behutsam abstellte und aufklappte. Die Waschbärjungen waren dicht zusammengedrängt, ein sich windendes, leise winselndes Fellknäuel.

Er wartete auf die Reaktion seines Bruders.

»Siehst du die Ratten in dem Karton da?«, fragte Littlefield schließlich.

»Sie waren in der Wand eingeschlossen«, erwiderte Bennie, »und haben mich wachgehalten. Das sind übrigens keine Ratten. Das sind Waschbären.«

»Und du hast sie in den Karton gesteckt?«

»Um zu verhindern, dass du sie vergiftest.«

»Ratten können Spulwürmer übertragen. Die Larven dringen in den Magen ein. Fressen dir Nieren und Herz weg.«

»Die Larven können in den Magen eindringen?«

»Wenn du sie runterschluckst.«

Bennie wusste, dass es sich nur selten lohnte, mit Littlefield über Einzelheiten zu streiten. Er reichte ihm das Feuerholz und sagte: »Ich will bloß die Mutter fangen. Dann lass ich sie alle frei.«

»Bring die Viecher hier raus. Das sind wilde Tiere. Die haben im Haus nichts zu suchen.«

»Wenn ich die Mutter gefangen habe, bringe ich alle runter zur Schlucht.«

Littlefield schüttelte den Kopf. Er legte das Feuerholz auf die Zeitung. Bennie klappte den Karton zu, stellte ihn wieder in den Besenschrank und goss sich ein Glas Milch ein. Als er ins Wohnzimmer zurückkehrte, loderte das Feuer bereits, und gelbe Flammen umzüngelten die Öffnung des Rauchabzugs. Littlefield trug immer noch seine Stiefel und räkelte sich auf dem lila Sofa.

»Warum hast du das zu Gwen gesagt?«, fragte Bennie.

»Hast du nicht gesagt, dass meine Freunde nicht herkommen sollen?«

»Bloß Skunk und die anderen Typen aus seinem Wohnwagen.« Skunk Gould und Littlefield hatten im Januar, als Bennie mal über Nacht weg gewesen war, in der Villa eine spontane Party gefeiert. Dabei hatten sie im Wohnzimmer mehrere Fensterscheiben zerbrochen, und irgendwer hatte auf den Schaukelstuhl gepisst.

»Und dass du das Haus sauber halten willst?«, fragte Littlefield.

»Was hat das mit Gwen zu tun?«

»Ich hab ihr gesagt, dass du dich mit einem Mädchen aus Bowdoin triffst. Und nicht willst, dass es im Haus so dreckig aussieht. Falls du sie mal mitbringst.«

»Gib zu, dass du deine Schwester sehen willst.«

»Ich würde mich freuen, Gwen zu sehen.«

»Gib zu, dass du ein Arsch bist«, sagte Bennie. »Und Helen kommt übrigens nicht *aus Bowdoin*. Sie war auf dem Bowdoin College. Und sie wohnt in Musquacook. Sie ist Köchin. Bei Julian's.«

»Beeindruckend! Da wird echt die hohe Kochkunst gepflegt. Erst vor einer Stunde hab ich dort Zwiebelringe gegessen. Fünf Sterne.«

»Du kannst mich mal. Sie stellt für abends bloß die Speisekarte zusammen. Die Küche ist wesentlich besser geworden, seit sie dort angefangen hat.«

»Sag ich doch – erstklassige Zwiebelringe.« Littlefield küsste seine Fingerspitzen. »*Magnifique*.«

»Freut mich echt, dass es dir geschmeckt hat, du Idiot, aber dafür ist der Mann am Herd zuständig, nicht Helen.«

»Wie schade«, sagte Littlefield und schloss die Augen.

Bennie hüllte sich wieder in die Wollecke. Dann schaukelte er auf dem Stuhl vor und zurück und starrte ins Feuer. Beide Brüder schwiegen. Ein paar Minuten später begann Littlefield auf dem Sofa zu schnarchen.

Als Helen im Januar hergezogen war und in dem Restaurant anfang, hatte Julian, ihr Chef, Bennie mit folgenden Informationen versorgt: Jedes Mal vor Schichtbeginn aß sie ein PayDay, sie hörte gern *The Smiths*, sah gern Zombiefilme (*Die Nacht der lebenden Toten* gehörte zu ihren Lieblingsstreifen), und sie war in Lewiston aufgewachsen, dem heruntergekommenen frankokanadischen Industriestädtchen, in dem ihre Mutter noch immer lebte. Julian sagte, sie und Bennie würden ein tolles Paar abgeben. Bennie wusste, dass Julian egoistisch war, wenn es um Frauen ging; vermutlich hatte er schon versucht, bei ihr zu landen, und sie hatte ihm höflich, aber unmissverständlich klargemacht, dass sie nicht an ihm interessiert war. Bestimmt hatte sie ihn so taktvoll zurückgewiesen, dass Julian überzeugt war, nicht einmal mit ihr geflirtet zu haben. Julian fand lediglich, dass sie sonderbar sei. Damit schützte er sich, wie Bennie wusste, für den Fall, dass von seiner Abfuhr etwas bekannt würde. »Sie ist ein bisschen seltsam«, hatte Julian gesagt, während er die Theke mit einem feuchten Handtuch abwischte. »Aber für dich ist sie genau richtig. Sie war in Bowdoin, ist aber nicht dumm.«

Bennie hatte sich nach ihr erkundigt, als er sie durch die Glastür zur Küche gesehen hatte, wo sie die Zettel mit den Bestellungen sortierte. Sie war groß, hatte dunkle Brauen und glattes braunes Haar, und ihre Haut glühte in der Hitze der Küche. Sein erster Gedanke war, sie, sobald sie Pause hatte, zu fragen, ob sie mit ihm auf der Veranda eine Zigarette rau-

chen würde, doch er wusste, dass ihn ein Gespräch auf der Veranda zu sehr unter Druck setzen könnte; er wäre bestimmt zu still und angespannt, vermutlich würde sie ihn irgendwann fragen, wie er seine Zeit verbringe, und in seiner Unbekümmertheit würde ihm etwas über die Jagd, über Paintball oder darüber herausrutschen, dass er mit seinem Bruder, der auch gern zur Jagd ging und Paintball spielte, im alten Haus seiner Mom wohnte. Er wusste, dass das erste Gespräch ausgesprochen wichtig war – man steckte einen Kurs ab, der sich hinterher nur schwer korrigieren ließ –, deshalb wusste er auch, dass er vorsichtig sein musste. Er hätte als Erstes von seinem Teilzeitjob im Esker Cove Tierheim und der dazugehörigen Tierklinik erzählen können, um in ihren Augen als netter Kerl mit einem Herz für unberechenbare Hunde und Katzen dazustehen, aber Nachfragen zu den Tieren hätten am Ende vielleicht zu einer Schilderung des Krematoriums oder gar der genaueren Einzelheiten über die Pentobarbitalinjektionen geführt, aus denen ein Großteil seiner Arbeit bestand. Über die Spritzen wollte er nicht gern sprechen.

Manchmal wurde ihm schlagartig klar, dass seine Lebensumstände keinen guten Eindruck machten. Mit dem Lohn von Esker Cove konnte er seine Rechnungen begleichen, doch die waren nicht allzu hoch; er wohnte im alten Haus seiner Familie, das allmählich verfiel. Er hatte ein schlechtes Gewissen, weil er auf Kriegsspiele stand; er hatte sein Collegestudium abgebrochen. Er hatte kein Geld auf der Bank, aber wenn nötig, würde ihn seine Mutter bereitwillig unterstützen (um ihm »aus der Patsche zu helfen«). Sie war Therapeutin. Sie beklagte sich zwar, dass sie kein Geld besäße, doch er wusste, dass genug da war. Aber er machte von ihrem Angebot keinen Gebrauch. So verzweifelt war er noch nicht.

Wahrscheinlich trank Helen Weizengrassaft und würde

es nicht gut finden, dass er rauchte. Eigentlich rauchte er gar nicht – nur bei Julian's auf der Veranda. Im Sommer saß er gern rauchend da und beobachtete die Fledermäuse am Fluss. Gerade wenn man glaubte, eine zu sehen, war sie schon wieder weg, doch dann tauchten drei weitere auf und verschwanden. Nach einer Weile schienen die braunen Schemen über dem Wasser überall zu sein. Aber jetzt war der Fluss gefroren, und die Fledermäuse hielten Winterschlaf.

Julian und Bennie waren erst seit Kurzem befreundet. An der Highschool waren sie Klassenkameraden gewesen, doch Julian hatte meistens im Restaurant gearbeitet. Der herrliche Blick auf den Fluss, die wogende Brandung, die Nähe zum Meer, das zufriedenstellende Essen und die gemütliche Atmosphäre lockten Leute von Brunswick bis Portland an.

Nachdem Bennie Helen zum ersten Mal gesehen hatte, schaute er auf dem Heimweg von der Arbeit regelmäßig im Restaurant vorbei und überlegte, wie er sie ansprechen könnte, aber er saß immer bloß still an der Theke. Doch eines außergewöhnlich warmen Nachmittags Ende Januar legte Julian eine Sonnenbrille neben Bennies Bier. »Die gehört ihr«, sagte er.

»Warum gibst du sie dann mir?«, fragte Bennie.

»Das ist doch *die* Gelegenheit. Gib sie ihr einfach zurück. Sag, du hättest sie draußen gefunden. Sie hätte sie verloren.«

Bennie betrachtete das schwarze Plastikgestell. »Du hast sie aus ihrer Tasche genommen?«

»Hör mal, das spielt keine Rolle«, erwiderte Julian. »Das ist doch ein toller Auftakt.«

»Nein«, sagte Bennie. »Das tu ich nicht.«

»Bring sie ihr. Das ist der perfekte Gesprächseinstieg. Das blendende Licht vom Fluss, wie anstrengend es sein kann, wenn die Sonne scheint. Der Stand der Sonne. Das Tauwetter im Januar. Kapiert?«

»Gib sie ihr zurück.«

»Ich lasse sie hier liegen«, sagte Julian plötzlich unnachgiebig.

Bennie verbarg die Sonnenbrille unter seiner Zeitung und blickte zur Küche hinüber, um zu sehen, ob Helen irgendwas mitbekommen hatte. Julian drehte den Stella-Artois-Zapfhahn auf und füllte, das Haar vor dem Gesicht, ein Halbliterglas. Julian stand gern im Rampenlicht hinter der Theke. Bei einer Größe von einsachtundneunzig, einem Gewicht von hundertfünf Kilo und einer dröhnenden Stimme war er kaum zu übersehen.

Bennie schob die Zeitung über die Theke.

Ohne von den Zapfhähnen aufzublicken, sagte Julian: »Du bist ein Waschlappen.«

Als Julian näherkam, beugte Bennie sich vor. »Um wie viel Uhr kommt sie morgens her?«, fragte er.

»Spitzenidee«, sagte Julian und deutete lächelnd auf Bennie. »Das gefällt mir. Komm morgen früh her. Klasse!«

Bennie schaute wieder zur Küche hinüber, aber die Sicht war versperrt. »Um wieviel Uhr?«

»So gegen zehn«, sagte Julian und beugte sich über die Theke. »Und sie kommt durch die Seitengasse. Bring die Sonnenbrille mit. Das könnte hilfreich sein.«

»Nein. Die lass ich hier.«

»Geht klar, Junge!«, sagte Julian und schwang die Fäuste wie ein Preisboxer. »Du brauchst keine Hilfsmittel. Du bist ein Wahnsinnstyp!«

Obwohl es ein paar Stürme gegeben hatte, war es bisher ein milder Winter gewesen. Der meiste Schnee war schon geschmolzen, wie es Ende Januar manchmal vorkommt, bevor der Winter noch mal Tempo aufnimmt, es wieder schneit

und bis Anfang Mai wieder eisige Kälte herrscht. In den letzten fünf Jahren hatte das Tauwetter im Januar zuverlässig etwa einen Monat nach Weihnachten eingesetzt – auf den Seitenstreifen der Straßen waren Ströme von Schmelzwasser geflossen, alle Leute fuhren in T-Shirts herum, verwirrte Elche und Hirsche kamen aus dem Wald getrottet, um das Salz von den Straßen zu lecken, und verursachten Unfälle.

Als Bennie am nächsten Morgen zu Julian's kam, ging er nicht hinein, sondern setzte sich auf eine der verbeulten Mülltonnen, die neben einem Lagerschuppen am Hintereingang des Restaurants standen.

Dass er Helen gegenüber verlegen sein würde, ließ sich nicht verhindern. Er würde sich einfach durchkämpfen, alles Überflüssige weglassen, von den üblichen Pfaden abweichen. Bei Helen war er bereit, sich von seiner besten Seite zu zeigen. Bei Helen würden ihm nur wenige Fehler unterlaufen, und nur solche, die man als charmant oder harmlos betrachten konnte.

Er traf um zwanzig vor zehn ein, nahm sich aber noch etwas Zeit, um sich zu entspannen und an seinen Plan zu gewöhnen. Die Zeit verstrich langsam, doch als Helen schließlich mit klappernden Clogs und hin und her schwingender Sweatshirtkapuze in die Gasse bog, kam sie rasch näher – er hatte nicht daran gedacht, sich vorher bemerkbar zu machen. Er blieb still, bis sie nur noch wenige Meter von der Tür entfernt war, dann sagte er: »Entschuldigung.« Sie verlangsamte ihren Schritt, blickte jedoch nicht auf.

»Entschuldigung?«, sagte er noch mal, diesmal lauter.

»Oh, tut mir leid«, sagte sie und blickte auf den Boden, als hätte sie etwas fallen lassen.

»Wollen wir mal segeln gehen?« Bennie trug seine Lieblingsjacke mit dem Streifen am Ärmel, eine olivgrüne Hose und Laufschuhe.

Helen setzte ihre Sonnenbrille ab – die Brille, die Julian ihr gestohlen hatte – und sah ihn direkt an. Ihre Gesichtsmuskeln entspannten sich. »Wie meinst du das?« Das sollte nicht grausam klingen; es war eine ernst gemeinte Frage.

»Na ja, das Meer liegt gleich da drüben«, sagte er und deutete nach Osten. »Und morgen soll's immer noch warm sein. Und windig.«

»Kennen wir uns?« Der Reißverschluss ihres Sweatshirts war zugezogen, und sie trug einen wadenlangen Jeansrock.

»Nein«, sagte er ohne weitere Erklärung. Darauf war er eingestellt; er hatte damit gerechnet, dass sie keine Abwehrhaltung einnehmen würde. Er stand zu seiner Antwort.

Sie klappte die Sonnenbrille zusammen und steckte sie in die Tasche. »Hast du ein Boot?«

»Nein«, sagte er, und diesmal gefiel es ihm noch besser. »Ich heiße Bennie. Ich esse oft hier. Ich bin ein Freund von Julian.«

»Ich hab dich schon gesehen.«

»Wirklich?«

»Ich glaube schon.« Wieder sprach sie in ruhigem Ton, ohne zu lächeln. Sie wirkte kein bisschen schüchtern auf ihn. »Hast du nicht meine Sonnenbrille zurückgebracht? Das hat mir Julian erzählt. Ich hab sie wohl auf der Theke liegen gelassen.«

Bei diesem ersten Wortwechsel konnte er ihre Augen aus nächster Nähe betrachten – wie erwartet, waren sie braun und groß, und unter den dunklen Brauen wirkte das Weiße unglaublich klar. Sie waren in Form und Farbe, in Glanz und Leuchten identisch, doch man sah auch, dass ihr linkes Auge leicht nach innen gestellt war. Nannte man das nicht Silberblick? Sie verriet ihm ihren Namen, den vollen Namen: Helen Coretti.

Sie war noch nie gesegelt. Am nächsten Tag, an dem es so erstaunlich warm war wie im Frühsommer, holte er sie um

eins mit seinem Motorrad ab. Er wusste, dass es in der Nähe von Meadow Island einen guten Bootsverleih gab – Sagona's Marine –, und war überrascht, dass er geschlossen hatte. Er hatte zwar nicht erwartet, dass im Januar Boote verliehen wurden, aber er hatte gedacht, dass zumindest jemand da sein würde und er sich unter der Hand eins ausborgen könnte. Der Besitzer war ein Freund von Bennies Vater gewesen.

Doch das große Tor auf der Rückseite des Bootshauses stand sperrangelweit offen, und Bennie entdeckte in einer Ecke ein paar kleine Fiberglasboote. Er bat Helen, ihm zu helfen, eins zum Strand hinunterzuschleppen.

»Bist du sicher, dass das in Ordnung geht?«, fragte sie.

»Mr. Sagona ist ein netter Kerl«, erwiderte Bennie.

»Bist du schon mal mit so einem Boot gesegelt?«

»Mit so einem? Ich glaube schon. Was meinst du denn, was für eins es ist?«

»Keine Ahnung. Hier an der Seite steht ›Sunfish‹«, sagte sie.

»Oh, ja«, sagte er. »Sunfish.« Er war auf Meadow Island aufgewachsen; sein ganzes Leben hatte er mit Booten zu tun gehabt. Mit dem Segeln kannte er sich zwar nicht besonders gut aus, doch es dauerte nicht lange, bis er herausfand, wie man das Segel setzte und das Kielschwert ins Wasser ließ.

Draußen in der Fahrrinne waren sie fünf-, sechsmal kurz davor zu kentern, doch es passierte nur ein einziges Mal, und sie schafften es, ziemlich schnell wieder ins Boot zu klettern. Die Luft fühlte sich warm an wie im Juni, doch das Wasser rief Bennie ins Gedächtnis, dass es erst Januar war. Helen schien das Ganze nichts auszumachen. Sie erinnerte ihn an die Leserratten, mit denen er zur Middle School gegangen war – jene Mädchen, die viel mehr über die Welt zu wissen schienen als er. Trotz ihres hageren Körpers war Helen erstaunlich kräftig. Ihm gefiel ihr Gesicht mit dem im Nacken klebenden, nassen

braunen Haar, als sie aus den Wellen auftauchte, ihr dickes grünes Sweatshirt vollgesogen mit Wasser. Helen kletterte mühelos an Bord, aber Bennie war von der Kälte so geschwächt und verwirrt, dass sie ihm ins Boot helfen musste, und obwohl ihn die körperlichen Aspekte der Situation verlegen machten, war er so geistesgegenwärtig, tief durchzuatmen, sich selbst einen Augenblick zu vergessen und ehrfürchtig zu bewundern, wie hübsch sie war, mit dem vom Wasser glänzenden Gesicht, den Tropfen, die ihre Nase herabbrannen. Er klammerte sich an den schlüpfrigen Kunststoff, und sie packte seine kalten Handgelenke und zog ihn hoch, während er im Wasser strampelte. Als er an Bord war, sagte er: »Du bist wie eine Nymphe.«

Sie wartete einen Augenblick, bevor sie antwortete, und er wurde nervös.

»Meinst du die Sagengestalt oder das Insekt?«, fragte sie und kniff Daumen und Zeigefinger zusammen.

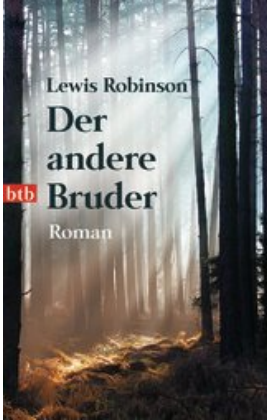
»Ja«, sagte er.

»Was denn nun?«, fragte sie.

»Vielleicht beides«, erwiderte er. Diese Antwort schien ihr zu gefallen.

Bennie dachte nicht mehr daran, wie peinlich es ihm sein müsste, dass er nicht segeln konnte. Helen blickte zitternd zu den umliegenden Inseln hinaus, als würde sie im Traum durch die Wolken fliegen. Als der Wind auf dem letzten Stück durch die Fahrinne heftiger blies, kenterten sie nicht, sondern nahmen Fahrt auf. Dann flaute der Wind wieder ab, sie trieben zum Strand, und der Bug glitt sanft auf die Felsen. Bennie kannte Helen noch nicht, doch als sie sich im Boot an ihn schmiegte und ihn nach den Namen der fichtenbestandenen Inseln fragte, an denen sie vorbeikamen, las er in ihren Augen, dass sie froh war, sich auf diese Unternehmung eingelassen zu haben.

Auf der Heimfahrt mit dem Motorrad froren sie noch mehr



Lewis Robinson

Der andere Bruder

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 288 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-74420-6

btb

Erscheinungstermin: Juli 2012

Ein Winter in Maine - und eine Familie, die um Nähe kämpft

Das Studium abgebrochen und in der großen Stadt gescheitert: Viel kann Bennie, Anfang 20, nicht vorweisen. Mit seinem älteren Bruder Littlefield, mit dem ihn eigentlich kaum etwas verbindet, lebt er nun wieder im gemeinsamen alten Elternhaus in Maine und schlägt sich durchs Leben. Doch die ohnehin schon angespannte Beziehung zwischen Bennie und seinem undurchsichtigen Bruder verschlechtert sich, als eines Tages ein Bekannter spurlos verschwindet und Littlefield in Verdacht gerät, etwas damit zu tun zu haben. Überzeugt von der Unschuld seines Bruders, will Bennie den Verschwundenen suchen. Doch was er herausfindet, bringt die Geschwister immer weiter auseinander ...